

Eine schriftliche Ergänzung zur künstlerischen Diplomarbeit, im Sommer 2014

INHALT

KRAUL MIR DEN PELZ, BABY	S.3
QUELLENVERZEICHNIS	S.29
EINIGE FOTOS	S. 3 1
ENGLISH APPENDIX TO MY DIPLOMA	S. 38

Was nicht kommuniziert wird, ist nicht, und je mehr etwas kommuniziert wird, desto mehr ist es.

(Vilém Flusser)¹

Der Anfang. Ein weißes Blatt Papier. Schwarze Tusche. Etwas unterhalb der horizontalen Mitte, etwas rechts von der vertikalen Mitte beginne ich, zu stricheln. Kleine schwarze Striche, ziemlich viel mit einmal Eintauchen, circa zweihundert, formen sich zu einem Haufen wie ein Berg mit einer Spitze, die letzten Striche werden kürzer, ich spüre schon, dass sich die Tusche in der Feder zu Ende neigt. Der Haufen ist offen zu allen Seiten, die Striche haben einen Abstand von drei bis fünf Millimetern, nicht geordnet. Noch keine Form im Kopf.

Der Strich als Gestalt einer Idee.

Direkte Verbindung von Arm, Hand, Feder, Papier. Auf dem Blatt fängt alles an.

Ich tauche eine andere Feder in das Fässchen, die Spitze ist bereits benutzt, stumpfer, die Striche werden breiter. Ich zeichne sie dichter aneinander, die Fläche wird dunkel.

Das Fass steht offen neben mir auf dem Papier, nur eine Unaufmerksamkeit und es könnte umfallen. Der Tuschestrich ist variabel. Anders als bei einem Stift oder Kugelschreiber kann ich mit der Spitze spielen, sie drehen, mit der Vorder- oder Rückseite der Feder zeichnen.

¹ Flusser, Vilém: *Die Revolution der Bilder*, Bollmann, Mannheim, 1995, S.8

Durch schnelles oder langsames Stricheln die Form des einzelnen verändern, den Anfang des Strichs dicker als sein Ende machen, fast wie ein Tropfen, wenn man ihn vergrößern würde. Ich setze eine neue Feder auf den Federhalter, der Strich ist sagenhaft anders. Anscheinend aufmerksam tunke ich die Feder in die Tusche. Durch die glatte ungebrauchte Oberfläche haftet sie nicht, und bevor ich noch den ersten Strich setze, tropft ein schwarzer Fleck aufs Papier. Die Feder zeichnet nicht so, wie ich will. Sie kratzt und hält die Tusche fest, es dauert ewig, bis sie meine Zeichnung annimmt, es macht mich etwas aggressiv, ich zeichne viel zu fest und verletze das Papier. Natürlich bringt das nichts, ich lass mich trotzdem provozieren.

Irgendwann hab ich sie.

Es läuft.

Wie die Zeit vergeht, ohne dass die Zeit vergeht.

Protokollarische Notizen, Gedanken während des Zeichnens, ein Einblick in die paar Monate intensive Zeichenphase entsteht. Die Bemerkungen, die ich hier aufschreibe, bleiben Fragen, subjektive Spekulationen und Ansichten, auch wenn sie als Behauptung rüberkommen.

Es sind Gedankenüberwucherungen.

Manche bedecke ich mit anderen, es können nie alle sichtbar werden. Natürlich ist es so, dass mir die Zeichnungen nicht aus dem Kopf gehen, wenn ich den Zeichenprozess unterbreche. Trotzdem werde ich in meiner Niederschrift nur die Impulse sichtbar werden lassen, die ich letztendlich während des Zeichnens bekomme. Es gibt Zeiten, in denen ich nicht nur selber denken kann.

Da ich nicht in einem hermetisch abgeriegelten Raum sitze, sind meine Gedanken durch unterschiedlichste Einwirkungen, die ich teilweise selbst auswähle oder die passieren, gesteuert und beeinflusst. In der Nachbearbeitung der Aufzeichnungen habe ich die Sätze teilweise ausformuliert, um ein besseres Verständnis dieser zu bekommen, oder auch als Gedankenketten und einzelne Gedankenworte stehen lassen.

Ich zeichne eine Form wie eine Schlange. Hebe die Form hervor, an den Rändern Verdichtungen. Es ist ein Tunnel. Ich denke an Tausendfüßler. So Dicke, Eklige, schwülstig und dunkel –

Ein leiser Gedanke von Rache überfällt mich. Es ist kein schöner Moment. Ich merke gar nicht, wie ich zeichne, und zeichne diese Form zu lang, zu stark in den Gedanken und jetzt ... darüberzeichnen. Neu und anders. O. k. Raus aus dem Tunnelgedanken.

Ich halte die Feder weiter oben am Griff. Der Strich wird härter, ebenso dünn, mehr Druck, nicht so gleichmäßig. Es kratzt auf dem Papier. Mit einem Eintauchen bekomme ich nicht sehr viele Striche hin. Die Feder ist in steilem Winkel auf das Papier gerichtet, die Striche bekommen eine Richtung.

Aufgeschnappt: *Artistically Screenshot*. Mit dem Gedanken bin ich hergekommen, ich denke: Artistic Snapshot.

Mache Musik an. Vom Hundertstel ins Tausendstel.

Meisterin des Reinsteigerns. In meinen Gedanken ist etwas, was zu viel Platz einnimmt. Wenn ich es nicht ausspreche, dann löst es sich vielleicht auf. Ganz naiv.

Einsame Momente des Zeichnens. Ich versuche, jemanden anzurufen.
Niemand da.

Akzeptiere die Einsamkeit. Ich beginne, sie anzunehmen, zu bedenken,
zu genießen. Ich konzentriere mich darauf, nichts zu denken, gedankenlos
sozusagen.

Gedachtes Nichts.

Gequirlte Scheiße. Ignoranz. PAH!

Eine Form wird sichtbar. An verschiedenen Orten füge ich Striche zu einem
Haufen. Verbinde diese Flächen wiederum miteinander. Es geht mir jetzt
um die Proportion und ein Gleichgewicht, Einheit und Vielfalt. Wenn ich
das Blatt aufhänge, einige Meter davon entfernt stehe, wird es klarer. Ich
mache ein Foto. Dann klebe ich wieder mit der Nase auf dem Papier.

Variationen für eine Millisekunde.

Ich stelle mich auf einen Tisch und blicke von oben herab auf das Bild.
Ich bestimme, was passiert. Es sieht anders aus. Ein Wirbel. Ein Netz hält
einzelne Flächen zusammen. Irgendwas passt mir nicht. Ich denke anders
darüber, bin mir noch nicht im Klaren, was das wird.

Was wird aus der Leere des Raumes, aus den fehlenden Stellen auf dem Papier?

Die Flecken und Löcher, das Fehlen einer Ausfüllung von Hohlräumen
und Zwischenräumen.

Die Leere ist vielleicht mit dem Eigentümlichen des Ortes verbunden und
darum kein Fehlen, sondern ein Hervorbringen.

Die Sprache gibt uns einen Wink: *Im Zeitwort ‚leeren‘ spricht das ‚Lesen‘ im ursprünglichen Sinne des Versammelns, das im Ort waltet. Das Glas leeren heißt: es als das Fassende in sein Freigewordenes versammeln.*

Die aufgelesenen Früchte in einen Korb leeren heißt: ihnen diesen Ort bereiten.

Die Leere ist nicht nichts. Sie ist auch kein Mangel. In der plastischen Verkörperung spielt die Leere in der Weise des suchend-entwerfenden Stiftens von Orten.

Die Wahrheit als die Unverborgenheit des Seins ist nicht notwendigerweise auf Verkörperung angewiesen.

Goethe sagt: *„Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.“²*

Dominanz des Nichtgestaltens.

Was wir sehen, ist auch individuell verzerrt, je nachdem, was unsere persönlichen Bedürfnisse oder eigenen Vorstellungen uns zeigen.

Shitty, die Zeichnung sieht aus wie ein Hühnchen. Ich ändere das!

Oh Mann, ich kann das echt verkacken, brauch eine Pause ...

Ich denke daran, wie man ein Bild sehen kann, was daraus lesen, wie beschreiben auf eine verständliche Art.

² Vgl., Heidegger, Martin: Die Kunst und der Raum. L' Art Et L' Espace, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 2007, S.12-13